

20.03.2026

Pioneer Foundation: Journalismus neu denken

Isabella Terán

Journalismus für alle – aber nicht von allen? Über Stimmen und Repräsentation im heutigen Journalismus

„Der Journalismus ist noch nicht so weit, Menschen wie dich – auch mit einem kleinen Akzent – zu akzeptieren.“ Diesen Satz hörte ich bei einem Berufsinfotag in Frankfurt von einem Journalisten. Mein Akzent, der Spuren meiner venezolanischen Herkunft hörbar macht, sei ein Hindernis auf dem Weg zu meinem Traumberuf.

Dabei gehört es zu den selbst erklärten Aufgaben der öffentlich-rechtlichen Medien, Vielfalt abzubilden. Die ARD betont, sie setze sich für Diversitätsmerkmale ein – dazu zählen laut eigenen Leitlinien auch „kultureller Hintergrund, Nationalität [...] sowie Sprache und Akzent“. Das Publikum der öffentlich-rechtlichen Sender sei „so vielfältig wie die Gesellschaft selbst“. Entsprechend sei es Aufgabe der Sender, alle Teile dieser Gesellschaft anzusprechen und zu Wort kommen zu lassen.

Doch wie vielfältig ist der Journalismus von heute tatsächlich? Und welche Stimmen – und Akzente – sind in deutschen Medien wirklich zu hören? Das Reporterteam STRG_F von funk griff diese Frage bereits 2023 in einer Reportage auf und sprach von einer möglichen „Fake Diversity“ im Journalismus. Der Eindruck: Auf dem Bildschirm wirkt vieles bunt. Moderatorinnen und Moderatoren haben sichtbar diverse Hintergründe, Sender betonen auf ihren Webseiten ihre Vielfalt. Doch hinter den Kulissen sieht es oft anders aus. In Redaktionen, in denen Themen gesetzt und Programmentscheidungen getroffen werden, wirkt vieles homogener. Menschen mit unterschiedlichen sozialen oder kulturellen Hintergründen sind dort deutlich seltener vertreten.

Auch statistisch lässt sich Diversität im deutschen Journalismus nur schwer erfassen. Während Medienhäuser etwa in Großbritannien oder den USA – beispielsweise die BBC oder die New York Times – regelmäßig Daten zur Diversität ihrer Mitarbeitenden veröffentlichen, fehlen vergleichbare Zahlen in Deutschland. Dabei ist die gesellschaftliche Realität längst vielfältiger. Nach ersten Ergebnissen des Mikrozensus hatten im Jahr 2024 rund 25,2 Millionen Menschen in Deutschland einen Migrationshintergrund – das entspricht etwa 30,4 Prozent der Bevölkerung. Rund zwei Drittel dieser Menschen sind selbst zugewandert. Gleichzeitig sprechen etwa 23 Prozent der Bevölkerung zu Hause auch andere Sprachen als Deutsch. Wo also sind diese Perspektiven im Journalismus? Wo bleiben ihre Stimmen, ihre Sprachen – und ihre Akzente?

Diese Diskrepanz zwischen gesellschaftlicher Vielfalt und medialer Repräsentation bleibt nicht ohne Folgen – auch für das Vertrauen in Medien. In der STRG_F-Reportage sagte eine Social-Media-Nutzerin: „Meine Realität wird so gut wie nie abgebildet. Diese Einseitigkeit schafft kein Vertrauen, dass Themen von allen Seiten betrachtet werden.“ Tatsächlich zeigen Studien einen Rückgang des Vertrauens in Medien. Zwischen 2021 und 2023 sank das Vertrauen in den öffentlich-rechtlichen Rundfunk laut Untersuchungen um rund sieben Prozentpunkte. In einer repräsentativen Umfrage von Infratest dimap im Auftrag des WDR aus dem Jahr 2025 hielten nur noch etwa zwei Drittel der Befragten den öffentlich-rechtlichen Rundfunk für unverzichtbar. Auch juristisch wird die Debatte inzwischen geführt. 2025 klagte eine Frau aus Bayern gegen ihren Rundfunkbeitrag vor dem Verwaltungsgericht München. Ihr Argument: Das öffentlich-rechtliche Programm bilde gesellschaftliche Vielfalt nicht ausreichend ab. Selbst innerhalb der Sender wird die Problematik gesehen. Stefan Spiegel, Head of Content bei funk, räumte ein, man sei beim Thema Diversität „nicht besonders gut“. Gleichzeitig betonte er, Journalistinnen und Journalisten müssten nach ihrer Qualifikation ausgewählt werden, und eine diverse Perspektive könnte selbst eine Qualifikation sein. Wer unterschiedliche Lebensrealitäten kennt, kann Themen anders erzählen, neue Blickwinkel eröffnen und gesellschaftliche Erfahrungen sichtbarer machen.

Und dennoch wird ein Akzent im Journalismus heute als Problem wahrgenommen. Selbst Journalistinnen und Journalisten, die bereits hörbar sind, werden dafür kritisiert. Ein Beispiel lieferte eine Reportage der spanischsprachigen Redaktion der Deutschen Welle: Als ein Reporter

mit hörbarem Akzent einen Beitrag über den Berliner Fernsehturm veröffentlichte, folgten in den sozialen Medien zahlreiche Kommentare, die weniger über den Inhalt der Reportage diskutierten als über seine Aussprache. Die Kritik richtete sich also nicht gegen die Recherche oder den journalistischen Inhalt, sondern gegen den Klang der Stimme.

Dabei sind Akzente nichts anderes als hörbare Biografien. Sie erzählen von Herkunft, Migration, Kompetenz, Mehrsprachigkeit – und von Erfahrungen, die viele Menschen in dieser Gesellschaft teilen. Wenn Journalismus den Anspruch hat, die Gesellschaft abzubilden, muss er auch diese Stimmen hörbar machen. Denn ein Journalismus, der Vielfalt nur zeigt, aber nicht wirklich lebt, läuft Gefahr, an Glaubwürdigkeit zu verlieren. Oder anders gefragt: Kann Journalismus wirklich „für alle“ sein, wenn er nicht auch von allen gemacht wird? Die Journalistin Hadija Haruna-Oelker formuliert es so: „Wenn wir keine neuen Perspektiven im Journalismus haben, dann kann ich mir nicht vorstellen, den Journalismus weiterzudenken.“ Vielleicht liegt genau darin die eigentliche Zukunft des Journalismus: nicht nur neue Geschichten zu erzählen – sondern auch neue Stimmen erzählen zu lassen.